

Das Schicksal der Königin

Von HellyKitto

Inhaltsverzeichnis

Kapitel 1: Krieg	2
Kapitel 2: Lernen	16

Kapitel 1: Krieg

Das Schicksal der Königin

Kapitel 1 - Krieg

»Ich erinnere mich ...«

Der junge Mann schrie vor Schmerz auf, als Iduna ihm das Hemd aufknöpfte. Erschrocken wichen ihre zarten Hände zurück und ein besorgter Ausdruck legte sich auf ihr Gesicht. Sie sah den Mann an, der die Augen geschlossen hatte und dessen Atem rasselnd ging. Er war leichenblass, nass geschwitzt und schmutzig. Obendrein roch er nach Schweiß, Blut und Tod, dem Gestank des Krieges. Iduna nahm ihn gar nicht mehr bewusst wahr, so sehr war er schon alltäglich geworden. Die Hände des Mannes zuckten unkontrolliert, als würde er wieder und wieder nach Schwert oder Pistole greifen. Iduna hatte Mitleid mit ihm. Die Schrecken des Krieges würden ihn sein Leben lang begleiten. Wie lange auch immer das noch dauern mochte.

Sie schaffte es, sein Hemd zu öffnen, ohne ihm weitere Schmerzen zu bereiten und sie zog scharf die Luft ein, als sie seine zerfetzte Brust zu Gesicht bekam. Nur mit Mühe konnte sie den Blick auf die Wunde gerichtet lassen, die von einer Kugel aus nächster Nähe verursacht worden war. Sie musste das Herz nur knapp verfehlt haben. Aber ob das gut war? Ein schneller Tod war gnadenvoller als ein langsamer. Iduna war keine Ärztin. Sie wusste nicht, wie genau es um den Mann stand und welche Chancen er hatte, diese Wunde zu überleben, alles, was sie tun konnte, war, ihm so gut es ging die Schmerzen zu nehmen. Mit Handgriffen, die sie seit Monaten schon ausführte, zog sie eine klare Flüssigkeit in eine Spritze und verabreichte sie dem Mann. Fast augenblicklich wurden seine Zuckungen ruhiger und sein Atem leiser. Mit einem feuchten Tuch wischte sie ihm den Schweiß vom Gesicht und entfernte das Blut auf seiner Brust.

»Königliche Majestät!« Iduna wandte ihren Blick von dem Mann ab und sah zu einer in Weiß gekleideten Frau. »Da kommen noch mehr Verwundete!« Besorgt musterte sie die Linie aus Fackeln, die sich den Weg vom Hafen zum Schloss hinauf bewegte. Sie erkannte unzählige Liegen, auf denen Männer regungslos lagen, gezogen von Männern, die selber kaum noch gehen konnten. Viele brachen auf dem Weg zusammen. »Wir werden nicht alle hier versorgen können!«, gab die Ärztin bestürzt zu bedenken und Iduna musste ihr widerstrebend zustimmen. So viel Platz hatten sie nicht zur Verfügung! Das gesamte Schloss war bereits in ein einiges Krankenlager umfunktioniert worden, auf dem Marktplatz unmittelbar vor dem Schloss war kaum noch Platz zum Laufen, so viele Liegen waren dort aufgestellt worden. Die Schule war voll mit Verwundeten. Selbst die Häuser der Bewohner waren teilweise schon überfüllt. Wohin sollte das noch führen? Wohin sollte sie die Verwundeten bringen, wenn es keinen Ort mehr gab, an dem man sie versorgen konnte?

»Wir müssen so vielen wie möglich helfen«, sagte die Königin in einem Ton, der keinen Widerspruch duldet. »Tut, was in Eurer Macht steht. Wir werden niemanden sterben lassen.«

Die Ärztin wollte etwas erwidern, besann sich dann aber und machte kehrt, um mit ihren Helferinnen den Männern entgegen zu eilen.

»... dass die Königin und der König ...«

Der Krieg dauerte nun schon drei Monate und ein Ende war nicht in Sicht. Täglich brachen mehrere Schiffe im Hafen auf und segelten auf das Meer hinaus, dorthin, wo der Krieg stattfand. Irgendwo zwischen Arendelle, dem kleinen, aber reichen Königreich in einer Bucht, umgeben von Bergen und dem Meer, und den Südlichen Inseln, die so weit abgelegen waren, dass sie kaum Einfluss im Weltgeschehen hatten. Sie betrieben keinen Handel und waren nicht sehr wohlhabend und es war allgemein bekannt, dass der König der Südlichen Inseln, Edgar Westergaard, ein Mensch war, mit dem man nicht umgehen konnte. Neid und Egoismus hatten ihn dazu getrieben, einen Krieg gegen Arendelle zu führen. Nun befanden sich die Männer des Landes auf dem Meer und kämpften für ihr Königreich. Iduna, die während der Abwesenheit ihres Mannes das Oberhaupt des Königreiches war, kümmerte sich seitdem um die Zurückgebliebenen, half den Frauen so gut es ging und hatte mit der Versorgung der Verwundeten begonnen, sobald die Ersten von ihnen eingetroffen waren. Seitdem wurden es täglich mehr, die Kapazitäten waren beinahe voll ausgelastet. Hinzu kam, dass ihnen allmählich die Medikamente ausgingen - vor allem die Schmerzmittel waren viel zu schnell zur Neige gegangen. Nun besaßen sie kaum noch etwas und die Ärztin musste entscheiden, welcher Mann die Mittel bekam - welchem geholfen werden konnte und welcher zum Sterben verurteilt war. Wenn der Krieg nicht bald ein Ende fand ...

Iduna verließ die improvisierte Krankenstation auf dem Markplatz und machte sich auf durch die engen, dunklen Gassen zum Rande der Stadt. Dort befand sich das Haus einer jungen Frau, mit der Iduna während des Krieges Freundschaft geschlossen hatte. Leise klopfte sie an die Tür und trat ein, als sie die ebenso leise Stimme der Frau vernahm. Agnes saß in einem Schaukelstuhl vor dem brennenden Kamin und hielt ein kleines Bündel auf ihrem Arm. Ihr Blick war auf das kleine Baby gerichtet, während sie es stillte. Nur kurz hob sie den Kopf und lächelte warm, als sie die Königin im schwachen Licht des Feuers erkannte.

»... damals voller Freude waren ...«

»Königliche Majestät!«, sagte sie leise und Freude schwang in ihrer Stimme. »Wie schön, Euch zu sehen!«

Iduna schloss die Tür hinter sich und trat näher. »Guten Abend, liebe Agnes. Wie geht es Euch?«

Agnes lächelte selig. »Uns geht es gut. Ich bin nur etwas müde, weil mich Klein-Jack einfach nicht schlafen lässt, aber wer kann denn momentan schon schlafen? Ich wünschte nur, der Krieg wäre endlich vorbei und Nils würde nach Hause kommen und seinen Sohn kennenlernen ... Denkt Ihr, es dauert noch lange?«

Iduna erwiderte erst nichts, da sie nicht wusste, was sie sagen sollte. Sie entschied sich für die Halbwahrheit. »Je länger der Krieg dauert, desto schwieriger wird die Situation. Vielleicht findet dieser schreckliche Krieg bald ein Ende.« Sie beobachtete, wie Agnes den kleinen Jack über die Schulter hob und leicht auf seinen Rücken klopfte, bis dieser einen Rülps von sich gab und nicht definierbare Laute von sich gab.

»Er ist gut drauf. Ich glaube, aus dem kleinen Racker wird einmal ein ganz großer Spaßvogel.«

Iduna lachte wehmütig, während ihre Hand automatisch auf ihren runden Bauch wanderte. Ob auch sie einen Jungen zur Welt bringen würde? Einen Erben, der das Königreich übernehmen würde? Sie betete inständig, dass der Krieg bald ein Ende finden würde und dass ihrem Mann, König Agnarr, nichts geschah. Sollte dieser nicht mehr sein ... Was würde dann aus ihr werden? Andere würden kommen, Männer wie Edgar von den Südlichen Inseln, und sie würden sich mit Gewalt nehmen, was schutzlos vor ihnen lag. Und ihr Kind - und Jack, der kleine Sohn Agnes' - würde in einer Welt aufwachsen, die alles andere als sicher war. Oder lebenswert.

»Es freut mich zu sehen, dass es euch beiden gut geht.« Iduna musterte den kleinen Jack, der schon jetzt mit seinen großen, blauen Augen neugierig umher sah. Beide, Mutter und Sohn, machten einen glücklichen und gesunden Eindruck, und das erleichterte Iduna in diesen schweren Zeiten. Die Geburt, bei der sie dabei gewesen war, bis sich endlich eine Hebamme gefunden hatte, war nicht ohne Komplikationen verlaufen. Agnes hatte Blut verloren, zu viel Blut, und das hatte selbst Iduna als Unwissende gesehen. Das Leben der beiden stand für eine kurze, aber beängstigende Zeit auf der Kippe - doch beide hatten es geschafft. Beide waren wohlauf. Und wenn Nils, der Vater von Jack, zurückkam, würde er eine kleine, glückliche Familie vorfinden. Dass er es womöglich nicht tat, daran mochte Iduna gar nicht denken. Und auch nicht, dass auch ihr Mann, der König, genauso wie jeder andere ebenso sterben konnte.

Jack begann zu zetern und Agnes brachte ihn in sein Bettchen, was für die Königin das Zeichen war sich zu verabschieden. Mit dem Versprechen, bald wieder nach ihr zu sehen, verließ sie das kleine Häuschen und kehrte auf den Marktplatz zurück. Noch immer war der Strom an Verwundeten nicht abgebrochen und unaufhörlich bahnten sie sich ihren Weg durch das ganze Städtchen. Iduna sah nach dem Mann, dem sie erst vor kurzem das Schmerzmittel verabreicht hatte, und war erstaunt darüber ihn wach zu sehen. Er saß aufrecht neben der Liege, auf der sie ihn zurückgelassen hatte und auf der ein anderer Mann lag, der sich vor Schmerzen stöhnend windete. Eine junge Frau kniete neben ihm und versorgte gerade seine Wunden.

»Königliche Majestät«, wurde sie von dem Mann angesprochen und sein Akzent

verriet, dass er nicht aus Arendelle stammte. Fast schon befürchtete sie, dass sie jemanden von den Südlichen Inseln das Leben gerettet haben könnte, doch als er weitersprach, erkannte sie erleichtert, dass er aus einem ganz anderen Königreich stammte. »Ich verdanke Euch mein Leben. Ihr seid wahrlich genau so, wie Euch Euer Gemahl beschrieben hat: Ein Engel in dunkelster Stunde.«

Sie lächelte milde. »Ihr seid aus Zaria.« Zaria war eines der Nachbarkönigreiche Arendelles und seit jeher ein Verbündeter. Durch die Hochzeit Idunas, die aus dem Königshaus Zarias stammte, mit König Agnarr war das Bündnis beider Königreiche stärker geworden und nun war es kein Wunder, dass beide Königreiche gegen einen gemeinsamen Feind in den Krieg zogen. »Hilfe ist Euch in diesem Königreich immer gewiss. Sagt, was geschieht auf dem Meer?«

Der Mann wandte bekümmert den Blick ab und ein schmerzlicher Ausdruck schlich sich auf sein Gesicht. »Es ist schrecklich, Eure Majestät. Das ganze Meer ist übersät mit Holz und Leichen. König Edgar kämpft erbarmungslos. Seine Armee macht keine Gefangenen. Unsere Kämpfer schlagen sich tapfer, doch wenn nicht bald ein Wunder geschieht, was uns den Sieg bringt, sieht es wahrlich schlecht aus. Wir werden immer weiter zurückgedrängt. König Agnarr befiehlt seinen Truppen nicht durch die feindlichen Linien zu brechen, weil er keine weiteren Opfer bringen will. Ich befürchte, er wird bald kapitulieren.«

»... offen und nah beim Volk ...«

Die Arzthelferin, die dem Mann mit halbem Ohr zugehört hatte, sog hörbar die Luft ein und sah den Mann erschrocken an. Auch Iduna konnte nicht glauben, was sie hörte. Kapitulation? Das würde bedeuten ... Ihre schreckliche Vision von König Edgar und seiner Armee, die sich nahmen, was sie kriegen konnten, würde sich verwirklichen. Der König würde nicht mehr sein, und auch sie, als Königin, würde die Krone verlieren. Vielleicht sogar Schlimmeres. Das durfte nicht geschehen! Was würde aus ihrem Volk werden? Würde man die Bewohner am Leben lassen? Oder würde man ihnen das Leben zur Hölle machen? Das konnte sie nicht zulassen. Sie war Königin! Irgendetwas musste sie unternehmen!

Sie bemerkte, wie alles um sie herum plötzlich still stand. Jeder blickte sie erwartungsvoll an. Würdevoll hob sie ihr Kinn, als sie zu den Menschen sprach. »Noch ist es nicht so weit gekommen! Unsere Aufmerksamkeit sollte im Moment denjenigen gehören, die unsere Hilfe am dringendsten benötigen. Vertrauen wir dem König. Ich bin mir sicher, er wird tun, was in seiner Macht steht, um das Königreich zu beschützen.«

Die Zweifel waren nicht beseitigt, das sah sie in den Gesichtern derer, die sie anblickten. Doch wie konnte sie auch solch derartige Zweifel zerstreuen? Das konnte nur der König und der befand sich unzählige Kilometer von hier entfernt mitten auf dem Meer. Sie würden Geduld haben und sich so gut es ging um die Verletzten kümmern müssen. Vertrauen war das Einzige, was sie im Moment tun konnte.

Die Nacht war kalt und stürmisch und Meerwasser wurde bis ins Landesinnere geweht. Iduna schmeckte das Salz, als sie sich über die trockenen Lippen leckte. Seit Tagen schon war das Wetter trüb und grau und spiegelte die Stimmung im Königreich wider. Sie stand in ihrem Schlafgewand auf dem Balkon ihres Gemachs und blickte auf die dunkle See hinaus. Viel zu sehen war nicht, denn es stand kein Mond am Himmel, der etwas Licht hätte spenden können. Irgendwo dort draußen war ihr Mann und kämpfte um das Leben aller. Nachdenklich hatte sie eine Hand auf ihren Bauch gelegt und streichelte nun leicht darüber. Sie war mittlerweile im achten Monat und schon sehr bald würde es so weit sein. Bald wäre sie Mutter. Um sich von den aktuellen Sorgen abzulenken, gestattete es sich die Königin, sich eine Zukunft auszumalen, in der alle in Frieden lebten. Sie schloss die Augen und sie sah einen kleinen Sohn, der durch die schier endlosen Hallen des Schlosses rannte und das Personal auf Trab hielt. Er würde rotblonde Haare haben, genau wie sein Vater, und dafür würde er ihre wunderschönen blauen Augen haben. Wie würde er heißen? Über einen Namen hatten weder sie noch ihr Mann sich bisher Gedanken gemacht. Ob er wohl so heißen würde wie Agnarrs Vater, Fredrik? Sie lächelte. In ihrem Kopf klang der Name passend für ihren Sohn und sie sah ihn strahlen. Wie zur Zustimmung spürte sie einen Tritt gegen die Magendecke und beruhigend strich sie wieder über ihren Bauch.

»Fredrik«, sprach sie leise. »Ja, der Name passt zu dir.«

Allmählich wurde es ihr zu kalt und sie kehrte in ihr Gemach zurück. Sie schloss die Türen zum Balkon, legte ihren Morgenmantel ab und schlüpfte unter die Bettdecke. Bevor sie das Licht löschte, betrat Gerda den Raum. Gerda war die Haushälterin und schon seit Urzeiten hier. Agnarr hatte ihr einmal erzählt, Gerda wäre schon in seinen jungen Jahren hier gewesen und sie hätte sich seitdem kein bisschen verändert. Sie war eine große Frau mit schmaler Taille und breitem Becken. Sie hatte eine spitze Nase, aber ein freundliches Gesicht und sie war eine der vertrauensvollsten Personen im Schloss.

»Wie geht es Euch, Majestät?«, fragte sie mit einem Lächeln, während sie die erkaltete Bettpfanne am Fußende des Bettes hervor holte.

»Es geht mir gut, danke, Gerda.«

Gerda ging zum offenen Kamin hinüber und holte einige glühende Kohlen mit einer Schaufel heraus, die sie in die Bettpfanne füllte. Sie kam zurück zum Bett und legte die Pfanne wieder unter die Decke, wo sie sofort eine angenehme Hitze produzierte und die kalten Füße der Königin wärmte. Gerda lächelte sie noch immer an.

»Macht Euch keine Sorgen, Majestät«, sprach sie mit mütterlicher Fürsorge, als ob sie einem Kind Trost und Mut in einer Gewitternacht spenden wollte. »Ich bin mir sicher, dass unser König schon sehr bald zurückkehren wird.«

Iduna lächelte schwach. »Ja. Mit Sicherheit.« *Und davor werden die ganzen Männer sterben, weil wir keine Medikamente zur Verfügung haben. Ein Wunder, dass noch keine Krankheiten die Runde machen ...*, fügte sie in Gedanken hinzu, sprach es aber nicht aus, da sie Gerda nicht unnötig Sorgen bereiten wollte. Die Haushälterin löschte das Licht auf dem Nachttisch und verließ das Zimmer. Iduna war nicht müde und so lag sie

da und starrte in die Dunkelheit. Um nicht erneut an Tod und Verderben zu denken, stellte sie sich abermalig die Zukunft vor. Sie fragte sich, ob sie weitere Kinder bekommen würde. Natürlich würde sie das. Vielleicht würde sie eine Tochter bekommen? Als sie sich ein erdbeerblondes Mädchen mit langen Zöpfen und einem breiten Grinsen vorstellte, wurde ihr ganz warm ums Herz. Ja, ein Mädchen wollte sie auf jeden Fall bekommen. Mit dem Gedanken, dass schon sehr bald Kinderfüße durch das Schloss rannten, fiel sie irgendwann in einen unruhigen und oberflächlichen Schlaf.

»... nie waren die Tore verschlossen ...«

Im Nachhinein konnte Iduna nicht mehr sagen, was sie hatte wach werden lassen. Ob es nun ein Geräusch gewesen war oder nur ein seltsames Gefühl - Fakt war, auf einmal war sie wach und sie stand vor der Tür zu ihrem Balkon, sah den Fjord, den Hafen, das Städtchen. Scheinbar ruhig lag alles zu ihren Füßen, nichts rührte sich dort in der Dunkelheit. Dennoch öffnete sie die Tür und ging auf nackten Sohlen in die Kälte hinaus. Ihr Blick wanderte auf das Meer hinaus und tief in ihrem Inneren spürte Iduna, dass etwas nicht stimmte. Sie hatte dieses unangenehme Gefühl im Magen, dass gleich etwas unsagbar Schlimmes passieren würde. Oder vielleicht schon passiert war. Sie bekam es mit der Angst zu tun. Ob Agnarr etwas passiert war? Nervös nestelte sie an ihrem Nachtkleid. Nein, das glaubte sie nicht. Agnarr, der König, ihr Gemahl, er würde nicht sterben. Doch was war es dann? Ein dumpfes Donnern ertönte, wie ein Blitzschlag in weiter Ferne. Zuerst fiel es Iduna gar nicht weiter auf. Erst, als sie ein zweites Donnern hörte und anschließend ein drittes, da meldete sich ihr Argwohn. Was war das? Ein Gewitter auf offener See bestimmt nicht, das klang anders. Und man würde die Blitze sehen. Ein viertes Donnern war zu hören - und Iduna riss schockiert die Augen auf, als urplötzlich eines der kleineren Schiffe im Hafen Feuer fing. Das Feuer loderte hell auf und in seinem Schein erkannte Iduna endlich, was den Donner verursacht hatte: Es war ein Dreimaster. Wie von Geisterhand tauchte das riesige Schiff vor dem Hafen auf. Es feuerte Kanonenkugeln auf das Königreich. Sie hörte die Menschen schreien, die sich auf den Kais befanden und von den Kugeln umgerissen wurden, als diese darüber hinweg fegten.

Vollkommen fassungslos starrte die Königin nach unten und sie konnte nicht glauben, was sie dort sah. Erst, als die ersten Häuser getroffen wurden, erwachte sie aus ihrer Schreckstarre und setzte sich in Bewegung. Sie musste sofort aus dem Schloss hinaus! Es war nur eine Frage der Zeit, ehe das Schiff auch das Schloss unter Beschuss nehmen würde, denn das war nun einmal der Sitz des Königs. Im Gehen warf sie sich den Morgenmantel um und eilte aus dem Zimmer. Sofort kam ihr Gerda entgegen, die außer sich war.

»Majestät!«, rief sie mit angsterfüllter Stimme. »Wir werden angegriffen!«

»Gerda! Ich brauche deine Hilfe! Versammel alle Menschen hier im Schloss und führe sie durch den Tunnel hinter der großen Halle nach draußen! Versteckt euch dort, solange wie es nötig ist!«

Gerda war den Tränen nahe, doch die Frau nickte tapfer und schluckte ihre Tränen hinunter. Dann eilte sie davon und schrie aus Leibeskräften alle Leute zu sich, die sich im Schloss befanden. Die Königin rannte die große Wendeltreppe nach unten und schickte jede Menschenseele, der sie begegnete, in Richtung des großen Saales. Draußen vor dem Schloss, als sie auf dem Kai stand, der den Marktplatz mit dem Schloss verband, sah sie das Schiff aus nächster Nähe. Sie kannte die Flagge. Es war ein Schiff von den Südlichen Inseln. Das war unmöglich! Wie hatte es die Linie durchbrechen können? War ihr Mann doch ...? Sie zwang sich den Gedanken beiseitezuschieben und besann sich auf das aktuelle Problem: Sie musste die Menschen in Sicherheit bringen. Denjenigen auf dem Kai rief sie zu, ins Schloss zu fliehen und im großen Saal nach Gerda zu suchen. Jeder kam ihrem Befehl nach. So schnell sie ihre Beine trugen, rannte sie über den Kai bis hin zum Marktplatz, die Schüsse der Kanonen dröhnten in ihren Ohren und gingen ihr durch Mark und Bein.

Die Wolken hatten sich mittlerweile verzogen und ein gespenstischer Vollmond tauchte das Szenario in ein schauriges Licht. Iduna musste aufpassen, wohin sie trat, denn über den gesamten Kai verteilt lagen Trümmerteile. Große und kleine Brocken Gestein, gesplittertes Holz und zu ihrem Leid auch einige Leichen, die durch das Mondlicht erst so richtig grotesk aussahen. Für eine Sekunde blieb sie stehen und sah gebannt auf die starren Gesichter der Frauen, die dort lagen. Ein Fehler, wie sich herausstellte, denn mit einem Mal sauste eine Kanonenkugel nur knapp an ihrem Gesicht vorbei. Iduna spürte den Windstoß und vor Schreck taumelte sie ein paar Schritte zurück. Um ein Haar hätte es sie erwischt! Sie sah zu dem Schiff auf dem Meer. Im Mondschein erkannte sie einzelne Personen an Deck. Sie konnte immer noch nicht glauben, dass ein einzelnes Schiff die Linie durchbrechen und unbeschadet nach Arendelle gelangen konnte. In ihrem Kopf machte sich erneut die Panik breit, ihrem Mann konnte etwas zugestoßen sein, doch sie zwang sich, realistisch zu denken und logische Schlussfolgerungen zu ziehen. Hätte es den König wirklich erwischt, würde dann tatsächlich nur ein einziges Schiff Arendelle unter Beschuss nehmen? Würde nicht viel eher die gesamte Flotte hier auffahren mitsamt König Edgar? Doch das hier war nur ein einzelner Dreimaster und womöglich noch nicht einmal das größte Schiff in der Flotte Edgars. Also war ihr König wohl noch wohlauf, was aber nicht die Frage klärte, warum dennoch ein Schiff durch ihre Linien brechen konnte. Die Königin setzte sich wieder in Bewegung, wich großen und kleinen Hindernissen aus und ignorierte das gelegentliche Ziehen in ihrem Unterleib. Schnell erreichte sie den Marktplatz und sie atmete kurz auf, als sie sich im Schutz der umliegenden Häuser befand. Dann sah sie sich um. Sämtliche Anwohner hatten sich hier versammelt und halfen den Verletzten, die nicht mehr laufen konnten.

»Hört mir zu!«, rief die Königin über das Donnern der Kanonenkugeln hinweg. »Ihr müsst vom Wasser weg! Folgt dem Pfad ins Landesinnere! Helft denen, die nicht mehr laufen können! Beeilt euch!«

Als hätte sie einen Stein ins Rollen gebracht, mobilisierten sich sämtliche Bewohner, halfen einander und stützten sich gegenseitig, als sie durch eine der Gassen gingen. Zu einer Gruppe junger Frauen, die die Nachhut bildete, sagte sie: »Ihr! Ihr müsst mir helfen! Wir müssen den anderen einen Vorsprung geben und ihnen Rückendeckung verschaffen! Folgt mir!«

Die Frauen zögerten keine Sekunde, warfen sich herum und rannten hinter Iduna her. Sie führte die vier Frauen einen Schleichweg zum Hafen hinab und ließ sie hinter der Mauer in Deckung gehen. Dort befanden sich fünf Schießscharten, hinter denen fünf Kanonen standen. Sie würden dem Schiff alles um die Ohren pfeffern, was sie zu bieten hatten!

Aus dem Wachturm an der Ecke holte sie die erste Kanonenkugel und reichte sie an die erste Frau. »Weitergeben!«, kommandierte sie und die Frau gehorchte. Es folgten noch drei weitere Kugeln und die letzte behielt Iduna bei sich. Sie stopfte sie in die Kanone, zündete die Lunte mit der Fackel an, die eine der Frauen mit bei sich trug, und hielt sich dann die Ohren zu, kurz bevor auch schon die erste Kanonenkugel auf ihrer Seite abgefeuert wurde. Schnell hintereinander wurden die Kugeln durch die Luft geschossen und alle fünf trafen das Schiff in den Rumpf. Sie hörten das Holz splintern und Männer schreien. Die Frauen jubelten auf und Iduna machte sich sofort daran die nächste Ladung Kugeln zu verteilen. Als sie die erste Kugel anhob, fuhr ihr ein stechender Schmerz durch den Magen und sie keuchte auf. Sie ließ die Kugel fallen und legte beide Hände auf ihren runden Babybauch. Erneut durchfuhr sie ein Schmerz und dieses Mal war er so heftig, dass sie auf die Knie sank. Zwei der Frauen kamen zu ihr in den Wachturm und gingen besorgt neben ihr zu Boden.

»... warum also ...«

»Majestät!«

»Was habt Ihr?«

Die Schmerzen in ihrem Bauch kamen nun im schnellen Rhythmus und sie musste sich stark auf die Zunge beißen, um nicht laut aufzuschreien. Der einzige Gedanke, den sie fassen konnte, war: *Mein Baby*. Doch sagen konnte sie nichts, sie atmete heftig ein und aus, verzog das Gesicht vor Schmerz und Anstrengung und presste die Hände auf ihren Bauch, als ob sie den Schmerz dadurch loswerden konnte. *Es ist zu früh!* Eine der Frauen schien zu erkennen, was mit der Königin los war, und aufgeregt rief sie: »Das Baby! Die Wehen müssen eingesetzt haben! Seht!« Die Frau deutete auf den Boden, wo sich eine blutige Pfütze gebildet hatte. Iduna war keine Expertin, was Geburten betraf, doch sie war dabei gewesen, als Jack geboren worden war, und so wusste sie, dass kurz bevor es losging, Unmengen an Flüssigkeit ausgeschieden wurden. Nein. Nicht hier. Nicht jetzt! Es war zu früh! »Wir müssen sie in Sicherheit bringen!«

Die andere Frau sagte: »Geh du! Wir bleiben hier und lenken das Schiff ab! Wenn du dich beeilst, dann holst du vielleicht schnell die anderen ein!«

Die Frau, die Iduna zu den anderen und damit auch zu einer der Ärzte bringen sollte, sah sich hektisch in dem Turm um. Dann zog sie einen alten Wagen aus dem Chaos hervor, zog sich ihr Oberteil aus, knüllte es zusammen und warf es auf den Wagen. Danach verfrachteten sie gemeinsam die Königin auf den Wagen, die ihren Kopf auf das Oberteil legte und sich vor Schmerzen krümmte. Die Frau zog den Wagen mit größter Vorsicht aus dem Turm und die Mauer entlang und den nächsten Abgang

hinunter. Der Weg war holprig und es ließ sich nicht vermeiden, dass die Königin bei jedem Stein unsanft hin- und hergeworfen wurde. Mittlerweile schrie sie vor Schmerzen.

Die junge Frau ächzte und stöhnte vor Anstrengung, ihr gelang es aber, den Wagen die Böschung hinauf und auf den Marktplatz zu gelangen. Auf den gepflasterten Wegen kam sie nun besser voran, und so holten sie relativ schnell die Gruppe Flüchtlinge ein, die sich weit ins Landesinnere zurückgezogen hatte. Als man sie erkannte, kamen sofort zwei Ärztinnen auf sie zugerannt und nahmen ihr die stöhnende und sich windende Königin ab. Sie erkannten sofort, was Sache war und so konnten sie schnell und gezielt die Geburt des Thronfolgers vorbereiten. Iduna schwitzte, schrie und heiße Tränen liefen ihr über die Wangen. Wie sehr hatte sie sich gewünscht, ihr Mann könnte in diesem Moment bei ihr sein. In diesem Moment, in dem ihr erstes Kind geboren wurde. Doch sie war allein, sie musste diese höllischen Schmerzen allein über sich ergehen lassen. So weinte sie nicht nur wegen der Schmerzen, sondern auch vor Trauer und Kummer.

Unvermittelt schloss sich eine Hand um ihre und drückte fest zu. Erstaunt und froh zugleich über diesen Halt öffnete sie die Augen und erkannte Agnes, die nun ihrerseits erwiderte, was Iduna bei der Geburt von Jack geleistet hatte. Auch Agnes hatte sich gewünscht, mit ihrem Mann gemeinsam diesen Augenblick zu erleben, geblieben war ihr letztendlich nur die Königin, die ihre Hand gehalten hatte, während sie alles gegeben hatte. Nun waren die Rollen vertauscht und Iduna war auf den Halt angewiesen, den ihr Agnes bot. Ihre braunen, warmen Augen waren auf sie gerichtet und sie sprach mit einer so ruhigen Stimme zu der Königin, dass sie sich tatsächlich beruhigte. Und so kam es, dass kurze Zeit später ein kläglicher Schrei ertönte und das Baby von sich aus verkündete, dass es lebte. Iduna war völlig kraftlos und fertig und froh, es endlich hinter sich zu haben. Noch immer hielt sie Agnes' Hand fest umklammert und sie atmete schwer.

»Herzlichen Glückwunsch, Majestät!«, sprach eine der Ärztinnen, die vorsichtig damit begann, die Königin von Schweiß und Blut zu säubern. »Es ist ein Mädchen!«

Ein Mädchen, wiederholte Iduna in Gedanken. Für einen kurzen Moment war sie enttäuscht, keinen Prinzen zur Welt gebracht zu haben, doch als man dieses unglaublich kleine Wesen in ihren Arm legte, eingehüllt in ein weiches Tuch, mit zerknautschtem Gesicht, da konnte sie nicht anders als ihre Tochter zu lieben.

»Sie ist wundervoll!«, hauchte Agnes gerührt und mit einem Mal erhob sich ein Jubeln von den Menschen, die nun um sie traten, um die kleine Prinzessin zu sehen.

Iduna weinte vor Glück und sie drückte ihre Tochter an sich. »Majestät, wir sollten die Prinzessin unbedingt untersuchen. Sie ist zu früh. Wir müssen sichergehen, dass alles mit ihr in Ordnung ist!« Die Ärztin entnahm ihr das Mädchen und mit einem Mal war der Königin, als hätte man ihr einen Teil ihres Körpers genommen. Agnes legte ihr beruhigend die Hände auf die Schultern.

»Ihr wird es gut gehen, Majestät. Ihr solltet Euch ausruhen.«

Sie wurde in ein bequemes Lager gebracht und behutsam zugedeckt. Agnes war neben ihr, berichtete ihr, dass das Schiff, welches Arendelle angegriffen hatte, versenkt worden war, was die Königin mit einem erleichterten Seufzer zur Kenntnis nahm. Agnes hatte Jack auf dem Arm, der sie mit einem Finger im Mund sabbernd ansah. Sie hatte eine Tochter. Eine wundervolle, kleine Tochter. Als hätte Klein-Jack ihre Gedanken gehört, begann er breit zu grinsen. Erneut sah sie die Zukunft vor sich. Sie sah ihre Tochter, eine atemberaubende Schönheit, und sie sah Jack, den frechen Spaßvogel. Sie malte sich aus, wie die Zwei Freundschaft schlossen und, obwohl sie wusste, dass das nicht passieren würde und auch gar nicht möglich war, sich ineinander verliebten. Sie sah die Szene vor sich, in der Jack vor ihr und dem König kniete und um die Hand ihrer Tochter anhielt. Sie sah die Tränen in den blauen Augen ihrer Tochter. Und das glückliche Lächeln. Und mit so einem Lächeln schlief die Königin ein.

Es dauerte ganze vier weitere Wochen, ehe der Krieg zwischen Arendelle und den Südlichen Inseln endlich offiziell als beendet galt. Die kleine Prinzessin war wohlauf und gesund, obwohl sie zu früh auf die Welt gekommen war. Die Ärzte hatten ihr Bestes getan, um ihr Leben zu bewahren und es war ihnen gelungen. Arendelle hatte eine Prinzessin und damit eine Thronfolgerin. Iduna hatte zu keiner Zeit Zweifel daran, dass König Agnarr sie als Erbin akzeptieren würde.

Die frohe Nachricht vom Ende des Krieges erreichte Iduna erst am späten Nachmittag des Tages. Sie befand sich auf dem Marktplatz bei den Verwundeten, so wie es alle Frauen taten, die hier lebten. Ihre Tochter, die noch keinen Namen hatte, wurde im Schloss von Gerda behütet, die die kleine Prinzessin sofort ins Herz geschlossen hatte. *Sie ist die Tochter, die ich niemals hatte*, hatte sie in trauriger Melancholie gesagt, aber dabei gelächelt. Im Moment war sie diejenige, die der Thronerbin die Liebe gab, die ihr Iduna gerade nicht schenken konnte, da es ihre Aufgabe als Königin war, ihr Volk zu beschützen. Und das kam noch vor ihrer Pflicht als Mutter.

Vor knappen zwei Wochen war ein Schiff eingetroffen, welches lebenswichtige Medikamente und Versorgungsmittel an Bord hatte. Der kleine, dünne Mann, der sich als *Duke von Weselton* vorgestellt hatte und repräsentativ für das Königreich Weselton stand, hatte verkündet, das Volk des Reiches hätte alles an Medikamenten und Utensilien gespendet, was sie entbehren konnten. Zusätzlich zu den Spenden waren auch einige Ärzte angekommen, die sich nun ebenfalls um die Verwundeten kümmerten. Zwar hatte das nicht die Platzfrage gelöst und viele mussten noch immer mitten auf der Straße liegen, weil sie so viele Liegen gar nicht aufbringen konnten, aber immerhin war es ihnen nun möglich, viel mehr Leben zu retten.

Der Duke von Weselton hatte der Königin zu ihrer erfolgreichen Geburt gratuliert und auch der zukünftigen Königin geschworen, das Handelsabkommen nicht zu brechen. Weselton würde immer an der Seite Arendelles stehen, ganz gleich, was komme. Anschließend hatte er sich mit seinen zwei Leibwächtern verabschiedet - allerdings nicht, ohne sich vorher noch einmal ausreichend zu stärken. Nach Weselton waren es ganze drei Tage, wenn man einen guten Wind hatte. Zum Vergleich: Nach Zaria, dem unmittelbaren Nachbarn von Arendelle, war es ein halber Tag, wenn der Wind es gut meinte, und zu den Südlichen Inseln, die wirklich ganz im Süden waren, war man eine ganze Woche unterwegs. Mindestens. Doch wenn man Pech hatte und der Wind

drehte, oder ganz abflaute, dann verzögerte sich die Reise meistens auf unbestimmte Zeit. Wer konnte schon vorhersehen, wie der Wind stehen würde?

Königin Iduna gab gerade die Information an einen Arzt weiter, dass sich auf der noch immer zerstörten Kaimauer ein Verwundeter befand, der im Schlaf schrie und unnatürlich schwitzte. Der Arzt erhob sich von dem Lager, neben dem er sich niedergelassen hatte, und ging in Richtung Kai davon, während die Königin über den ganzen Platz lief, sich hier und da hinkniete, um kleinere Versorgungen vorzunehmen und stumm den zusammenhanglosen Erzählungen der Männer lauschte.

»... waren eines Morgens die Tore verschlossen ...«

»Majestät!«, wurde sie kurz darauf gerufen und es war der Arzt, der gerade erst aufgebrochen war. Er war völlig außer Atem. »Da ... Ich ... Dort ...« Der Arzt schien nicht zu wissen, was er sagen sollte und beruhigend legte die Königin ihm eine Hand auf die Schulter. Äußerlich blieb sie kühl, um den Arzt ebenfalls zur Ruhe zu bringen, doch innerlich war sie nervös. Was war geschehen, dass der arme, tapfere Arzt so aus dem Häuschen war? »Schiffe!«, war das einzige, was er herausbrachte und wies mit ausgestrecktem Arm in Richtung Hafen. Iduna zuckte erschrocken zusammen.

»Schiffe? Was für Schiffe? Wie viele?«

»Dutzende, Majestät! Der König! Er ist wieder da!«

Mit einem Mal fiel die ganze Anspannung von ihr ab und sie ließ einen großen Seufzer los. Sie raffte ihren Rock und eilte zur Kaimauer, sprang über die Gesteinsbrocken, die noch immer dort verstreut lagen, den Blick auf das Meer gerichtet. Und tatsächlich: Dort hinten näherte sich eine Flotte, doch die rot-goldene Flagge, die sich stechend vom grauen Himmel abhob, signalisierte ihr, dass der König auf dem Weg nach Hause war - und dass sie gesiegt hatten. Iduna hätte vor Glück weinen können. Jetzt würde alles gut werden. Ihr Mann kehrte zurück! Und so, wie es aussah, nicht nur der ihrer. Sie betete, dass auch Agnes' Mann unter den Überlebenden war. Einige der Frauen waren ihr gefolgt und starrten nun wie die Königin mit Freude und Erleichterung auf die weißen Segel, die sich behände auf und ab bewegten.

»Es ist vorbei!«, rief die eine.

»Sie sind zurück«, eine weitere.

»Wir haben gesiegt«, die Dritte. Und in Windeseile wusste es das gesamte Königreich. Nacheinander fuhren die Schiffe im Hafen ein, begleitet vom Jubel und Applaus all jener, die den Krieg über an Land geblieben waren und sich um Verwundete und Tote gekümmert hatten. Sie hörte viele Frauen ab und zu die Namen ihrer Männer rufen und sie sah jedes Mal mit Freude zu, wie sich dann einer aus der Menge auf den Schiffen löste und in die Luft sprang, um auf sich aufmerksam zu machen. Sie konnte das Glück und die Erleichterung der Frauen verstehen, denn auch ihr ging es nicht anders. Auf dem ersten Schiff, das einfuhr, stand König Agnarr am Bug und winkte

seinem Volk. Still und heimlich waren Iduna ein paar Tränen in die Augen getreten, doch es hatte keiner bemerkt, als sie sie verstohlen fortwischte.

Sie beobachtete von der Mauer aus, wie der König als Erster das Schiff verließ, gefolgt von seinen beiden Leibwächtern. Anschließend trat ein alter Mann auf den Steg. Sein Haar war bereits weiß, ebenso wie sein Bart. Um sein Haupt schlängelte sich eine feine, goldene Linie, die Iduna aber aus der Ferne nicht näher erkennen konnte. Wer das sein mochte? Die Männer schlugen ohne Umschweife den Weg ins Schloss ein und kamen den Weg zur Mauer hinauf, auf der Iduna stand, während sich nun die Frauen auf die Stege drängten, um ihre Männer in Empfang zu nehmen. Iduna sah zu, wie sich ein Paar in die Arme schloss, weinte, sich küsste, auf den Boden sank und alle anderen ignorierte - für diesen Moment gab es nur sie beide. Sie sah auf und ihr Mann, der König, kam mit seinen Begleitern auf sie zu. Aufrecht stellte sich die Königin hin, ließ sich ihre kaum zu bändigende Freude nicht anmerken und verneigte sich respektvoll vor ihrem Mann. Seine Haare waren länger geworden. Er war schmutzig und sein Gesicht war hart geworden. Ansonsten schien er gesund zu sein. Er sah sie lächelnd an, nickte ihr zu, ging aber weiter, ohne sie in die Arme zu nehmen oder etwas zu sagen. Es verletzte sie, auch wenn sie wusste, dass das zur Etikette gehörte. Sie schloss sich den Männern mit etwas Abstand an und folgte ihnen in das Schloss hinein.

»... und warum warteten wir ganze achtzehn Jahre ...«

Der König unterhielt sich mit dem alten Mann und Iduna konnte immer noch nicht sagen, was dieser goldene Ring um seinen Kopf zu bedeuten hatte. Kaum hatten sie die Schlosstore passiert, trennten sich die Wege des Königspaares. Sie wusste, dass sie nicht in das Arbeitszimmer des Königs gehörte, solange er ihr nicht ausdrücklich befahl, dort hinzugehen. An der großen Treppe blieb sie stehen und sah den Männern hinterher, bevor sie sich abwandte und in ihr Gemach ging, in dem Gerda bereits auf sie wartete und eine weinende Prinzessin auf dem Arm hatte.

»Sie ist ganz unruhig geworden, als es draußen plötzlich so laut geworden ist«, sagte Gerda mit einem liebevollen Blick auf Idunas Tochter. »Das kennt sie noch nicht. Ich habe sie gerade gefüttert, sie müsste gleich einschlafen. Wir sind wirklich *sehr* müde.« Gerda sah Iduna an. »Es ist erfreulich, dass dieser scheußliche Krieg endlich vorbei ist. Und habt Ihr gesehen? Sogar König Edgar ist hier! Ich hätte nie gedacht, dass sich der König der Südlichen Inseln persönlich hier zeigen lassen würde.«

»König Edgar?«, fragte Iduna nach, als sie ihre Tochter aus Gerdas Armen nahm. Sie protestierte nicht. Der alte Mann mit dem goldenen Reif war König Edgar? Der, der ihrem Königreich den Krieg erklärt hatte? Der war nun hier? Warum? Was dachte sich ihr Mann dabei? Vielleicht hatten sie Frieden geschlossen ...

Iduna wiegte die Prinzessin hin und her, die inzwischen aufgehört hatte zu weinen. Stattdessen sah sie ihre Mutter mit ihren großen, blauen Augen an und klammerte sich mit ihrer winzigen Hand an ihrem Zeigefinger fest. »Meine wunderschöne Tochter«, lächelte Iduna verträumt und bekam nur am Rande mit, wie sich Gerda aus ihrem Gemach entfernte. »Dein Papa ist wieder da!«, informierte sie die Prinzessin,

auch wenn diese noch gar nicht verstand, was sie da sagte. »Und schon bald wirst du ihn kennenlernen.« Die Prinzessin quengelte etwas vor sich hin, doch schließlich schief sie ein, auf dem Arm von Iduna, die sich von diesem Anblick gar nicht losreißen konnte. Mit aller Vorsicht, die sie aufbringen konnte, legte die ihre Tochter in das Babybett und deckte sie zu. Dann setzte sie sich in den Schaukelstuhl neben das Bett, sodass sie noch immer das schlafende Gesicht des Babys sehen konnte. Sie war perfekt.

Erst einige Zeit später, mittlerweile war der Mond über dem Meer aufgegangen und sein silbernes Licht schien in das Zimmer der Königin, öffnete sich die Tür zu ihrem Gemach und der König trat ein. Iduna sah nicht auf, noch immer beobachtete sie ihre Tochter. Das leise »Iduna« jedoch, das ihr Mann aussprach, ließ sie sich erheben und sich zu Agnarr umdrehen. Er hatte sich inzwischen gewaschen und neue Kleidung angezogen. Seine Haare waren gestutzt. Doch seine Haltung war gebeugt, ein halbes Jahr Krieg hatte seine Spuren hinterlassen. Als er die Arme ausbreitete, konnte sich Iduna nicht länger zurückhalten und stürzte nach vorne. Sie schlang seine Arme um seinen Bauch, vergrub ihre Nase an seiner Brust und genoss das Gefühl, das seine Finger hinterließen, während sie ihren Körper ertasteten. Wie froh sie war, ihn endlich wieder umarmen zu dürfen! Ihn zu spüren und zu wissen, dass er nun da war, in Sicherheit, bei ihr! Vor Glück fing sie an zu weinen.

Agnarr nahm ihr Gesicht in die Hände und küsste die Tränen fort. Dann lehnte er seine Stirn gegen ihre und er lächelte. »Ich bin so froh, dass es dir gut geht«, flüsterte er. »Als ich gehört habe, dass Arendelle angegriffen worden war ... Ich hatte keine ruhige Minute mehr.«

»Du hast davon gehört?« Sie spürte, wie er nickte.

»Einer der Soldaten, der danach zu uns zurückkehrte, hat davon berichtet.« Agnarr schluckte. »Er meinte ... Das Baby ... Geht es ... Ich meine, ist es ...«

Iduna lächelte, nahm ihren Mann bei den Händen und zog ihn mit sich zum Kinderbett, in dem die kleine Prinzessin friedlich schlief. »Darf ich vorstellen? Die zukünftige Königin von Arendelle.«

Agnarr starrte gebannt auf das Baby, so als könne er nicht glauben, was er da sah. »Königin? Dann ist es ...«

»... ein Mädchen, ja«, beendete sie den Satz ihres Mannes. Gespannt wartete sie auf seine Reaktion. Ob er wirklich glücklich sein würde mit einem Mädchen? Sie hoffte so sehr, er wäre nicht so verbissen und traditionsversessen wie seine Vorfahren, die nur in Jungen einen wahren Thronerben gesehen hatten.

»Das ...«, begann Agnarr, stockte, und Stück für Stück wuchs das Grinsen auf seinem Gesicht. »Das ist wunderbar!«, rief er aus, packte seine Frau an den Schultern und drückte sie fest an sich. »Wir haben eine Tochter! Eine wunderschöne, echte, gesunde Tochter!«

»Nicht so laut«, lachte Iduna leise, die sich wirklich freute, dass sich ihr Mann freute.

Nur die Prinzessin freute sich nicht, denn sie wachte auf und begann zu schreien. Iduna löste sich von ihrem Mann und holte das Mädchen aus dem Bettchen. Danach legte sie es vorsichtig in Agnarrrs Arme, der sich gar nicht mehr zu atmen traute, aus Angst, dem Baby wehzutun.

»Wie wollen wir sie nennen?«

Der König schwieg lange und sah auf das Baby herab, welches er langsam hin und her wiegte. Dann schließlich, als die Königin schon fast nicht mehr mit einer Antwort rechnete, sagte er: »Elsa. Einfach nur Elsa.«

Iduna küsste die Prinzessin auf die flaumige Stirn. »Herzlich willkommen, Elsa.«

»... *bis wir die Königsfamilie wieder sehen durften?*«

Kapitel 2: Lernen

Kapitel 2 - Lernen

»Es gibt niemanden in diesem Königreich ...«

Aufrecht sitzt Elsa in der Bibliothek des Schlosses, den Blick auf die aufgeschlagenen Seiten eines Buches gerichtet und voll und ganz dem Lehrer zuhörend.

»... und während der schlimmen Armutskrise ...«

Gerade geht es um die Vergangenheit Arendelles, das im Vergleich zu den anderen Königreichen der Welt noch relativ jung ist. Elsa kennt die Geschichte bereits auswendig. Sie ist gerne in der Bibliothek, liest viel und eignet sich somit viel Wissen selbst an. Sie wusste zum Beispiel bereits vor der Unterrichtsstunde, dass Arendelle, so jung es auch sein mochte, mehr Krisen durchmachen musste als zum Beispiel Weselton, das auf dem Festland im Süden liegt und vier oder fünf Generationen älter als Arendelle ist. Da war die Armutskrise gewesen, von der der Lehrer gerade spricht, die zur Zeit ihres Urururgroßvaters geherrscht hatte. Der Schreckliche Holger, so wird er in den Büchern genannt, war der zweite König des Reiches gewesen, hatte aber überhaupt kein Geschick gehabt für Handel, weshalb es auch kaum Geld gab und sich die Leute nichts leisten konnten. Ihnen fehlten die Mittel für die Landwirtschaft, um sich selbst zu ernähren und die Tiere zu füttern, die ebenfalls als Nahrungsquellen dienten. Der Schreckliche Holger jedoch hatte sein Leben in Saus und Braus gelebt, ein Fest nach dem anderen gegeben und somit auch das letzte Schwein des letzten Bauern gefordert. Aus den Büchern weiß Elsa auch, dass damals mehr als die Hälfte des Volkes an Hunger gestorben war, wie ihr Lehrer gerade mit einem Ton sagt, als ob sie es genauso machen würde, sobald sie Königin ist.

»Die Jugend muss mit der Vergangenheit konfrontiert werden!«, sagt er feierlich und inbrünstig. »Sie muss aus Fehlern lernen, die die Vorfahren in der Vergangenheit begangen haben!«

Elsa nickt ergeben. Seit sie von diesem alten Lehrer unterrichtet wird, hat sie schnell herausgefunden, dass er am zufriedensten ist, wenn sie einfach nur nickt, nicht nachfragt, nicht hinterfragt, nicht widerspricht und auch sonst den Mund hält. Er schätzt es nicht, unterbrochen zu werden, und er hasst es, wenn seine Ansichten kritisiert werden. Und noch mehr hasst er es, berichtigt zu werden. So wie jetzt, als er über die nächste Krise spricht, in der auf einmal das ganze Meer leergefischt zu sein schien und den Leuten lebenswichtige Stoffe ausgingen. Allen voran das Jod, welches besonders für schwangere Frauen extrem wichtig sei und vor schweren, gesundheitlichen Schäden schützen sollte.

»Leider sind unsere Böden nach wie vor sehr jodarm«, sagt der Lehrer mit Bedauern in der Stimme. »Und keiner der Wissenschaftler konnte bis jetzt klären, warum das so ist ...«

»Verzeihung«, räuspert Elsa sich und setzt ihren Besserwiserblick auf, den der Lehrer wirklich verabscheut, aber aus Respekt nichts sagen darf. »Hoheit?« Seine Stimme gleicht einem Krächzen. *Er bereut es jetzt schon, das Thema angeschnitten zu haben*, denkt Elsa, nimmt aber keine Rücksicht darauf. Dinge müssen klargestellt werden, sobald sie in eine falsche Richtung gehen. Das ist einer der Grundsätze ihres Vaters.

»Die Wissenschaftler wissen, warum der Boden jodarm ist. Sie haben es herausgefunden, vor einiger Zeit.« Elsa weiß das, denn sie hat damals einem Wissenschaftler fasziniert dabei zugehört, wie er unter anderem von dieser Theorie gesprochen hat. Und für Elsa erschien sie damals schon logisch. »Sie haben untersucht, weshalb der Boden an manchen Stellen mehr und an manchen Stellen weniger Jod aufweist. Der Grund liegt in einer der früheren Eiszeitalter«, erklärt Elsa sachlich. Der Lehrer verschränkt die Arme vor der Brust und sieht sie abwartend an. »Als gigantische Gletscher diese Landschaft hier formten, haben sie das Jod des Bodens mit sich fortgeschoben, bis es ins Meer geriet und dadurch die Fische zu den wichtigsten Jodlieferanten gemacht hat.«

Der Lehrer schiebt seine Brille auf der Nase zurecht. »Eure Hoheit«, spricht er mit Respekt, aber dennoch wie mit einem kleinen Kind, »das klingt doch recht unwahrscheinlich. Wie genau sollte sich das Jod denn aus dem Boden schieben lassen?«

Auch darauf hat Elsa eine Antwort und sie lässt sich nicht beirren. Sie weiß, dass sie Recht hat, und er weiß das auch. »Das Schmelzwasser. Es hat das Jod aus dem Boden herausgespült. Es ist genauso wie mit einem ... einem ...«, Elsa denkt angestrengt nach und sucht nach einem passenden Vergleich. Dann fällt ihr etwas ein. »... einem Salatkopf!«

»... der mit absoluter Sicherheit sagen kann ...«

Der Lehrer wirkt überrascht und wiederholt: »Einem Salatkopf?«

»Ja! Wenn Sie den zu lange unter fließendes Wasser halten, waschen Sie doch auch die ganzen Nährstoffe aus ihm heraus!« Still dankt Elsa ihrer Gerda, die ihr so unglaublich viel über Nahrungsmittel beigebracht hat. »So ist es mit dem Boden. Wenn Jahrhunderte lang Gletscherwasser darüber läuft und nach und nach den Boden formt, nimmt es die Nährstoffe, inklusive Jod, doch gleich mit und spült es ins Meer. Die Fische nehmen es durch die Nahrung auf und wir nehmen es durch die Fische auf.«

Der Lehrer sieht tatsächlich sprachlos aus und Elsa nimmt sich vor, Gerda nach dem Unterricht einmal ganz doll zu danken. Dann räuspert er sich. »Nun, gut, wie dem auch

sei.« Damit beendet er das Thema. »Nach der Fischkrise folgte die extreme Hitzewelle, während der der gesamte Fjord ausgetrocknet war und kein Schiff mehr den Hafen ansteuern konnte ...«

Auch diese Geschichte kennt Elsa schon, sie seufzt leise und sagt nichts. Sie wendet den Blick von ihrem Lehrer ab und sieht aus dem großen Fenster nach draußen. Es scheint ein warmer Tag zu sein, die Sonne scheint, der Himmel ist blau und sie sieht Möwen ihre Kreise drehen. Eine Weile beobachtet sie eine der Möwen in ihrem grazilen Flug, während sie mit einem Ohr dem Lehrer lauscht. Er redet gerade von der schrecklichen Mückenplage, die das Königreich heimgesucht hat, nachdem der Fjord ausgetrocknet war. Sie hätten sich in dem sumpfigen Gebiet in Windeseile vermehrt und die Luft sei erfüllt gewesen von den fliegenden Viechern. Er redet so, als wäre er selber dabei gewesen. Elsa schürzt die Lippen und sieht den Lehrer wieder an. *Na ja*, denkt sie, *so wie er aussieht, ist er auch dabei gewesen*. Ein leichtes Lächeln kann sie sich nicht verkneifen und sofort wird sie vom Lehrer darauf angesprochen, der pikiert reagiert.

»Amüsiere ich Eure Hoheit? Finden Eure Hoheit diese schreckliche Plage erheiternd?«

Nein, aber dich, seufzt Elsa in Gedanken und schüttelt entschuldigend den Kopf. Mit einem Schnauben dreht sich der Lehrer von Elsa weg. Sie hört ihn etwas murmeln, etwas, das wie »kein Respekt« und »diese Jugend« klingt. Das mechanische Klingeln der großen Standuhr in der Ecke des Raumes verkündet das Ende dieser Unterrichtsstunde und Elsa ist so erleichtert, endlich aus diesem Raum zu kommen, dass sie keine Sekunde damit verschwendet, dem Lehrer auf Wiedersehen zu sagen, wie es sich eigentlich gehört. Stattdessen eilt sie in königlicher Manier aus dem Zimmer, über den endlos langen und leeren Gang hinüber in ihr Zimmer, öffnet schwungvoll die Tür - und ist erfreut, ihre kleine Schwester auf ihrem Bett zu sehen. Erschrocken sieht Anna hoch, ihre erdbeerblonden Haare, die zu zwei Zöpfen geflochten sind, wirbeln um ihren Kopf und in aller Eile versteckt sie ein dünnes Buch unter der Bettdecke.

»Elsa!«, ruft sie aus, strahlt über das ganze Gesicht und springt vom Bett herunter. Anna ist 12 und benimmt sich auch genauso. Aufgeregt hüpf sie auf Elsa zu, nimmt sie an den Händen und bringt ihre drei Jahre ältere Schwester dazu, mit ihr zu hüpfen. Zwei, drei Runden lässt sie über sich ergehen, dann entwendet sie ihrer Schwester sanft die Hände.

»Schon gut, Anna«, lächelt sie milde. Dann fragt sie neugierig: »Was hast du denn da versteckt?« Sie greift nach der Bettdecke und will sie mit einem kräftigen Ruck vom Bett ziehen, doch Anna springt mit einem Kreischen auf die Decke, bevor das Buch zum Vorschein kommt.

»Nicht!«, fiept sie wie ein Tier. »Das geht dich nichts an!« Sie holt das Buch unter der Decke hervor und presst es an ihre Brust.

Elsa, von Neugier gepackt, beugt sich über Anna, setzt sich auf ihre Hüften und beginnt, in ihre Seite zu piksen, was Anna laut aufkreischen lässt. In der Hoffnung, Elsa von sich herunter zu bekommen, greift sie nach ihrer Hand und hält sie fest, wodurch

sie jedoch das Buch fallen lässt. Elsa sieht ihre Chance gekommen, wirft sich auf das Buch und reißt es somit an sich.

»Nein!«, kreischt Anna wieder, will Elsa von dem Buch schieben, doch diese springt vom Bett und hebt es hoch über ihren Kopf, so hoch, dass die jüngere Anna keine Möglichkeit hat ranzukommen. Tränen treten ihr in die Augen und sie sieht wirklich böse aus. »Gib es mir zurück!«, faucht sie und Elsa fragt sich etwas unsicher, was denn in dem Buch stehen mag, dass Anna so außer sich ist. Unter anderen Umständen hätte sie spätestens jetzt nachgegeben und ihrer Schwester das Buch zurückgegeben, denn sie kann sie nicht weinen sehen. Doch heute ist es anders. Sie *brennt* vor Neugier auf den Inhalt, schlägt das Buch wahllos auf einer Seite auf und liest über ihren Kopf, damit Anna ihr das Buch nicht entreißen kann. Doch das Mädchen verkriecht sich bereits in ihrem Bett, zieht die Decke über den Kopf und gibt keinen Mucks von sich. Elsa liest. Laut.

»... wie die Prinzessinnen Arendelles aussehen ...«

»Mama und Papa hassen uns«, steht da fett als Überschrift, dem Datum zufolge, welches neben der Überschrift steht, ist das, was Anna da geschrieben hat, ein paar Wochen alt. Elsa keucht auf. »Anna!«, meint sie vorwurfsvoll zu dem Hügel unter der Decke, doch ihre Schwester rührt sich nicht. »Wie kommst du auf diesen Unsinn?«

»Lies weiter«, kommt es gedämpft unter der Decke hervor und Elsa ist verwirrt. Was ist nur mit Anna los? Von der sonst so strahlend hellen, fröhlichen Natur ihrer Schwester ist heute nichts zu spüren. Elsa liest weiter.

»Sie sperren uns ein, verbieten uns den Kontakt zu Gleichaltrigen, lassen uns keine Sekunde lang aus den Augen! Was läuft nur falsch mit ihnen? Wir haben doch nie etwas angestellt! Ich will doch nur einmal nach draußen, den Wind spüren, das Gras unter meinen Füßen fühlen, im Meer baden! Wieso darf ich das alles nicht?« Elsa schluckt und sieht wieder zu Anna, die mittlerweile ihren Kopf unter der Decke hervorgeschoben hat. »Anna ...«, beginnt sie, weiß aber nicht, was sie sagen soll. Anna sieht sie nicht an. Schuldgefühle sind ihr ins Gesicht geschrieben. Sie schämt sich für diese Sätze, für die Ungerechtigkeit in den Worten.

»Ich habe Papa danach gefragt«, liest Elsa laut weiter und sie weiß sofort, was nun kommt. *»Papa ist so wütend geworden wie noch nie. Er hat geschrien und getobt, mir verboten, jemals dieses Thema noch einmal anzusprechen. Er verheimlicht mir etwas. Uns. Elsa und mir. Ich will doch nur ein einziges Mal nach draußen!«* Elsa weiß nicht, was sie sagen soll, und sieht nachdenklich zu Anna. Ihre Schwester hat Sehnsüchte, die sie, Elsa, bisher einfach ignorierte. Sie schlägt das Buch zu und legt es neben Anna auf das Bett. Dann kniet sie sich vor Annas Gesicht nieder und streichelt ihr über den Kopf. »Es tut mir leid«, sagt sie aufrichtig und meint damit den Streit um das Buch und dass sie sie zum Weinen gebracht hat. »Warum hast du mir nie etwas davon gesagt? Ich wusste nicht, dass du ... dass du ...«

»... Freiheit willst?«, beendet Anna ihren Satz und klingt bissig. »Das ist ja auch wirklich schwer zu fassen!« Sie richtet sich auf und funkelt Elsa wütend an. »Warum sollte auch jemand auf diesem blöden Käfig abhauen wollen? Nicht jeder ist so verdammt genügsam wie du!«

Das sitzt und Elsa kippt nach hinten auf ihren Po. Sie wendet die Augen von Anna ab, die ebenfalls in eine andere Richtung sieht. Annas Worte tun ihr weh und mit einem Kloß im Hals steht sie auf. Ohne sich umzudrehen oder auf das schwache »Elsa« zu hören, verlässt sie ihr Zimmer und sucht Zuflucht in dem einzigen Raum, in dem sie sich völlig verlieren kann: der Bibliothek. Doch heute wird sie nicht hinfort getragen, heute gibt es keinen magischen Wind, der sie mitnimmt zu den Schauplätzen der Geschichten, in denen sie sich hineinträumt. Heute bleibt sie hier, in der Bibliothek, und kann einfach nicht glauben, dass Anna ... nicht zufrieden ist mit ihrem Leben. Sie versteht nicht, warum Anna nach draußen will. Warum? Was soll denn an der Welt dort draußen so toll sein? Dort gibt es nichts, was es im Schloss nicht auch gibt. Zumindest stellt es sich Elsa so vor, denn sie weiß ja nicht, was es außerhalb der Schlossmauern so gibt. Sie will es auch gar nicht wissen, denn sie ist zufrieden mit dem, was sie hat. Und auch wenn Anna denkt, sie sei zu genügsam, dann sollte sie sich ein Beispiel an ihr nehmen und nicht solch wirres Zeug von sich geben.

Elsa sitzt auf einem weichen Sessel und starrt in das Nichts, als sie hört, wie die schwere Tür der Bibliothek aufgeht. Zuerst denkt sie, es ist Anna, doch nicht sie kommt um die Ecke, sondern Gerda, die Haushälterin des Schlosses und zugleich die Person, der Elsa am meisten vertraut und der sie am meisten zu verdanken hat.

»Eure Hoheit!«, sagt sie gespielt überrascht, als wäre sie wirklich überrascht sie hier zu finden. »Ihre königlichen Majestäten der König und die Königin wünschen Euch im Speisesaal zu sehen.«

»Danke, Gerda«, sagt Elsa schlicht, erhebt sich und folgt der alten Dame durch den Raum nach draußen auf den leeren Gang. Sie gehen einige Schritte, bevor Gerda zögernd das Wort erhebt.

»Fühlt sich Eure Hoheit nicht wohl? Bedrückt Euch etwas?«

Elsa zuckt zusammen und starrt auf den Rücken der Haushälterin. Ist das denn so offensichtlich?

»Ich bin nur etwas müde von dem Unterricht«, antwortet sie. Gerda sagt nichts, vielleicht glaubt sie ihr. Vor der riesigen, doppelflügeligen Tür halten die beiden inne, Gerda klopft an, öffnet die Tür und lässt Elsa den Vortritt. Diese hebt das Kinn, macht zwei Schritte nach vorne, dann verbeugt sie sich vor ihren Eltern, die an dem überdimensionalen Tisch sitzen. »Guten Abend, Vater, Mutter.« Ihre Mutter lächelt sie leicht an, ihr Vater nickt kurz. Elsa setzt sich an den Tisch, sieht einmal kurz auf Anna ihr gegenüber, doch diese schaut auf den verzierten Teller und regt sich nicht.

»... einige behaupten sogar ...«

Kaum dass sie sitzt bringen Gerda und Kai, der Butler, das Abendessen herein. Auf zwei kleinen Wägen werden Platten in das Zimmer gefahren, auf den Tisch verteilt und jedem Mitglied der königlichen Familie etwas auf vorgewärmte Teller gelegt. Während Anna mit verzogenem Gesicht das undefinierbare, grüne Gemüse mustert und versucht, es mit der Gabel zu töten, was von ihrer Mutter bald unterbrochen wird, wendet sich Elsas Vater, König Agnarr, an sie.

»Wie war der Unterricht heute?«

»Er war gut.«

»Was hast du gelernt?«

Dass Wissenschaftler immer das Falsche wissen, denkt sie, sagt aber: »Wir haben uns die Krisen Arendelles in der Vergangenheit angeschaut.«

Ihr Vater nickt zufrieden. »Es ist wichtig, darüber informiert zu sein.« Damit ist das Gespräch beendet und es herrscht Schweigen, so wie jeden Abend.

Elsa sieht erneut zu Anna, die ihren Blick auf seltsame Art und Weise erwidert. Ein bisschen beleidigt, enttäuscht, vielleicht sogar etwas schuldbewusst. Elsa reckt das Kinn und ist bemüht Autorität auszustrahlen. *Gut so*, denkt sie sich. *Sie soll wissen, dass sie einen Fehler begangen hat*. Anna wendet ihre Augen ab, starrt auf ihren Teller, dann sieht Elsa, wie sie tief Luft holt, den Kopf wieder hebt und ihren Vater mit festem Blick ansieht. *Sie wird doch nicht ...*

»Vater? Ich habe eine Bitte.«

Sie wird.

»Anna!«, sagt Elsa mit warnendem Unterton, doch sie wird nicht beachtet.

»Schon gut, Elsa«, sagt ihr Vater beruhigend, der denkt, sie würde sich darüber aufregen, dass Anna etwas sagt, da das von ihrer Mutter nicht gewünscht wird, doch er hat ja keine Ahnung, was gleich geschehen wird. Und Elsa *weiß*, was nun kommt. »Worum bittest du mich, mein Kind?«

Elsa versucht Anna von ihrem Vorhaben abzubringen, indem sie sie mit ihren Blicken taxiert, doch Anna ist fest entschlossen.

»Bitte lass Elsa und mich morgen Abend das Schloss verlassen!«

Die Gabel, die ihre Mutter in der Hand gehalten hat, fällt mit einem lauten Klirren auf den Teller. Ihr Vater hält mitten in seiner Bewegung inne, die Gabel zum Mund zu führen. Elsa hört, wie Gerda nach Luft schnappt und sie sieht aus den Augenwinkeln,

wie sich Kai vom Tisch abwendet. Während die Königin etwas blass um die Nase geworden ist, ist der König komplett rot angelaufen vor Wut. Er knallt die Gabel auf den Teller zurück und Elsa befürchtet, dass der Teller nun einen Riss hat und Gerda ihn entsorgen muss, doch in Anbetracht der Umstände ist das eine eher kleine Sorge. Sie überlegt krampfhaft, wie sie die Situation entschärfen kann, da poltert ihr Vater los.

»Anna! Ich habe dir verboten, dieses Thema jemals wieder anzusprechen! Hatte ich mich etwa nicht klar genug ausgedrückt? Niemand aus dieser Familie wird dieses Schloss verlassen, bis die Zeit gekommen ist! Ich wünsche, nicht noch einmal darauf angesprochen zu werden!«

»... es würde sie gar nicht geben ...«

»Aber warum?«, protestiert Anna und sie klingt verzweifelt. Elsa erkennt, dass ihre Schwester schon sehr lange diesen Wunsch in sich tragen muss, um derart verbissen und penetrant reagieren zu können. Elsa hat davon nie etwas mitbekommen. Nie hat Anna auch nur Andeutungen gemacht, dass sie sich nach der Außenwelt sehnte. Automatisch fragt sie sich, ob sie ihre Schwester überhaupt kennt. Das Mädchen ihr gegenüber ist ihr mit einem Mal so fremd und unvertraut, dass sie etwas nach hinten rutscht. Sie kennt diese Seite an ihr nicht. Und es macht ihr Angst. Angst, dass Anna etwas in Bewegung setzen könnte, was ihre heile Welt zum Einsturz brächte. »Du kannst uns nicht hier einsperren! Wir haben ein Recht darauf frei zu sein!«

»Anna, genug jetzt!« Die Königin erhebt die Stimme und sieht ihre Tochter streng an. »Wir werden über dieses Thema nicht reden, nicht hier beim Abendessen!«

»Aber ... Ich will es doch nur verstehen!« Anna treten Tränen in die Augen. Elsa sitzt einfach nur da und sieht zu. Sie kann nichts sagen. Ihre Stimme versagt ihr jeden Dienst.

»Genug!« Die Königin schreit nicht, doch das muss sie nicht. Anna zuckt zurück, als hätte man sie geohrfeigt. Sie schlingt sich ihre dünnen Arme um den Oberkörper und schluckt tapfer die Tränen runter. Dann sieht sie Elsa mit einem gequälten Ausdruck an, der ihr durch Mark und Bein geht. Unausgesprochene Schuldzuweisungen liegen darin und Elsa erkennt, dass sie ihrer Schwester nicht beigestanden hat, wie sie es sich erhofft hatte. Stattdessen hat sie nur da gesessen und nichts getan. Elsa fühlt sich schuldig, auch wenn sie gar keinen Grund dazu haben sollte.

»Ihr könnt uns nicht einsperren«, sagt sie mit schwacher Stimme, wirft sich ihre erdbeerblonden Zöpfe über die Schulter, steht auf und geht aus dem Speisesaal. Niemand hält Anna zurück. Auch nicht Elsa.

Nach dem Abendessen, das so furchtbar verlaufen ist, wie sie es sich nur in Alpträumen vorstellen konnte, schleicht Elsa durch das stille Königsschloss. Sie ist auf dem Weg zu dem Arbeitszimmer ihres Vaters. Auch wenn sie weiß, dass sie normalerweise kein Recht hat, diesen Raum zu betreten, so ist es hier heute regelrecht egal. Sie muss einfach mit ihm reden! Sie braucht Antworten auf Fragen, die in ihr Löcher in den Bauch brennen. Jahrelang hat sie geschwiegen, sich nichts gefragt, sondern alles als gegeben hingenommen. Doch nun ist es an der Zeit, dass sie erfährt, was hier vor sich geht. Es muss einen Grund haben, dass ihr Vater nicht will, dass sie das Schloss verlassen. Und den möchte Elsa wissen ... verstehen. Wie Anna. Für Anna. *Wegen Anna.*

Ihre Schritte sind auf dem weinroten Teppich nicht zu hören. Links und rechts von ihr stehen Ritterrüstungen, jede mit einer anderen Waffe in der Hand. Das Licht, das von den kleinen Kronleuchtern über ihrem Kopf scheint, lässt die Sehslitze der Helme nur noch dunkler und unheimlicher aussehen. Schon als Kind hat Elsa die Rüstungen nicht gemocht, jetzt, mit 15, hat sie zwar keine Angst mehr vor ihnen, dennoch will sie nur ungern nachts auf den Gängen unterwegs sein. Sie beschleunigt ihre Schritte, geht an unzähligen verschlossenen Türen vorbei und an großen Fenstern, verborgen von schweren, weinroten Samtvorhängen. In den Weiten der Gänge hört sie, wie sich eine Tür schließt, und als sie um eine Ecke geht, kommt ihr Kai, der Butler entgegen. Er schreckt fast unmerkbar auf, als er Elsa bemerkt, verneigt sich aber sofort höflich.

»Eure Hoheit! Kann ich Euch behilflich sein?«

»Ich möchte zu meinem Vater. Ist er in seinem Arbeitszimmer?«

»Seine Königliche Majestät verweilt heute Abend in einem seiner Privaträume und wünscht, nicht gestört zu werden.«

Elsa überlegt, in welchem der privaten Räume sich ihr Vater aufhalten mag und kommt zu dem Ergebnis, dass sein Zigarrenraum die höchste Wahrscheinlichkeit aufweist. Der König besitzt eine außerordentlich große Sammlung an Zigarren und Whiskey. Elsa weiß, dass beides nicht hier hergestellt wird, und fragt sich, woher die Dinge wohl kommen, als Kai ihre Gedanken unterbricht.

»... und sie behaupten sogar ...«

»Darf ich Eure Hoheit zu Ihrem Zimmer geleiten?«

Elsa hat noch nicht vor, in ihr Zimmer zurückzukehren, und so sagt sie: »Nein, danke«, dreht sich um und geht in die Richtung davon, aus der sie kam. Nach einigen Schritten dreht sie sich unauffällig um und stellt verärgert fest, dass Kai ihr mit etwas Abstand folgt. Sie sieht wieder nach vorne. Ungefähr weiß sie, wo sich das Zigarrenzimmer ihres Vaters befindet. Im Westflügel befinden sich mehrere Räume, von denen sie weiß, dass ihr Vater dort für seine Hobbys und Leidenschaften Platz geschaffen hat.

Jetzt befindet sie sich im Ostflügel, in dem auch der Speisesaal und Annas und ihr Zimmer liegen. Sie wird umkehren müssen, doch zuvor muss sie erst einmal Kai abschütteln.

Die Hilfe folgt auf dem Fuß. Gerda kommt ihnen mit einem großen Stapel Handtücher entgegen, der so hoch ist, dass Gerdas Kopf nicht mehr zu sehen ist. Der Stapel wankt beachtlich und Elsa schlüpft schnell an Gerda vorbei, bevor sie von Handtüchern erschlagen werden kann. Den unterbrochenen Sichtkontakt zwischen ihr und Kai nutzend, versteckt sie sich hinter einer der Rüstungen, hält die Luft an, zieht den Bauch ein und presst die Augen zu. Sie hört, wie Gerda mit einem dumpfen Geräusch gegen Kai stößt, dann lachen beide und Kai bietet Gerda seine Hilfe an, was sie dankbar annimmt. Die beiden entfernen sich und bald hört man nur noch das abwechselnde Lachen der beiden. Elsa ist erleichtert, dass sich Kai so leicht ablenken ließ, auch wenn sie sich sicher ist, dass er sie mit Absicht hat gehen lassen.

Sie kommt aus ihrem Versteck hervor und eilt den Gang wieder zurück, erneut vorbei an Rüstungen und verhangenen Fenstern und verschlossenen Türen, bis sie im Westflügel den Weg in die untere Etage einschlägt und es schon von der Treppe aus riecht: Ihr Vater raucht Zigarre. Kurz bleibt sie stehen, um wieder zu Atem zu kommen, ordnet ihre Haare und streicht das blaue Kleid glatt. Tief holt sie Luft, dann geht sie vor die Tür, unter der Zigarrenqualm hervor kriecht, und klopft an. Unendlich lange zehn Sekunden passiert nichts, und Elsa klopft noch einmal, dieses Mal energischer, und dann noch ein drittes Mal, als sie wieder keine Erwiderung vernimmt. Dann endlich tut sich etwas, ein tiefes, mürrisches »Was?« kommt von der anderen Seite der Tür und Elsa zuckt zurück. Ihr Vater klingt wirklich schlecht gelaunt! »Ich wollte nicht gestört werden, Kai!«

Elsa schluckt und legt eine Hand auf das Holz der Tür, als könne sie so ihren Vater beruhigen. »Vater«, sagt sie, »ich bin es. Elsa.«

Als die Tür geöffnet wird, zieht Elsa ihre Hand zurück und sie sieht ihren Vater mit ernstem Blick an. Der Geruch der Zigarre schwebt ihr dick und schwer entgegen und sie gibt sich Mühe nicht das Gesicht zu verziehen. Ihr Vater sieht auf sie herab mit einer Mischung aus Ärger und Erschöpfung. Bevor er sie wegschicken kann, spricht sie schnell weiter.

»Ich weiß, dass ich hier nichts verloren habe. Ich will mit dir reden.«

Er gibt wortlos nach und macht Platz, dass Elsa eintreten kann. Bewundernd mustert sie die hohen Regale an der einen Seite des Raumes, die vollgestopft sind mit Flaschen, in denen golden schimmernde Flüssigkeiten lagern. Auf der anderen Seite stehen einige Vitrinen, in denen sich verschieden große Holzkisten befinden. In der Mitte stehen alte Ledersessel, deren Bezüge schon brüchig geworden sind, auf einem runden, braun-grau gemusterten Teppich. Auch hier ist das Fenster, das sich hinten über dem Schreibtisch befindet, mit einem Vorhang verschlossen.

»Setz dich«, sagt Agnarr und Elsa setzt sich auf einen der alten Ledersessel. Sie sinkt tief ein. Ihr Vater legt die Zigarre ab, die er bis eben in der Hand gehalten hat, trinkt ein Schluck Whiskey und bleibt mit dem Rücken zu seiner Tochter stehen. Es bleibt

lange still und Elsa weiß nicht, ob sie das Wort erheben soll oder lieber schweigen und warten, bis ihr Vater spricht. Sie entscheidet sich für Letzteres. Der König hat das Recht ein Gespräch zu eröffnen. Was er irgendwann auch tut. Er klingt müde und sehr, sehr traurig. »Es geht um das, was Anna gesagt hat, nicht wahr?«

Elsa nickt, und als ihr einfällt, dass ihr Vater das nicht sehen kann, fügt sie ein »Ja« hinzu.

Agnarr seufzt, dreht sich um und setzt sich in den Sessel, der Elsa gegenüber steht. Noch immer sieht er sie nicht an. Elsa fragt sich, was ihrem Vater auf dem Herzen liegt, dass er es nicht einmal fertig bringt sie anzusehen. Anscheinend muss er sich sehr überwinden. Ein bisschen hat sie Angst vor dem, was er sagen wird. Wenn er denn überhaupt etwas sagen wird, denn er schweigt und schweigt und schweigt.

»Weißt du, Elsa ...«, beginnt er dann endlich und Elsa zuckt etwas zusammen, als er ihren Namen sagt. »Es gibt einen Grund, warum ... Ich will euch nicht aus Boshaftigkeit hier ... Da draußen ...« Dreimal setzt er an, doch keinen Satz bringt er zu Ende. Elsa wartet nervös ab und knetet ihre Hände. Schließlich seufzt ihr Vater. »Ich will euch doch nur beschützen«, sagt er mit schwacher Stimme und sieht sie endlich an. Es ist der Blick eines besorgten Familienvaters, der um das Leben seiner Liebsten bangt.

Elsa nickt zum Zeichen, dass sie versteht, und fragt dann vorsichtig: »Wovor?«

»... dass die komplette Königsfamilie ...«

Der König verschließt sich wieder, zieht sich zurück und wendet den Blick ab. Elsa seufzt. Er würde ihr den Grund nicht nennen, dessen ist sie sich sicher. Vermutlich denkt er, er habe schon mehr als genug gesagt. »Geh jetzt schlafen. Morgen geht es früh mit dem Unterricht weiter.«

Elsa denkt gar nicht daran ihrem Vater zu widersprechen, also erhebt sie sich wortlos, geht zur Tür, murmelt noch ein »Gute Nacht« und steht wieder auf dem Gang, auf dem die Rüstungen Spalier stehen. Langsam geht sie zurück in den Ostflügel, tief in Gedanken versunken. Ihr Vater will sie beschützen, doch wovor? Vor der Außenwelt, ja, aber wovor genau? Was ist dort draußen, das ihren Vater dazu bringt, seine Familie hinter verschlossenen Türen zu halten? Ein wildes Tier? Naturgewalten? Krisen? Lehrer, die sich nicht belehren lassen wollen? Elsa kann es sich nicht erklären. Sie wünscht sich nur, ihr Vater hätte ihr mehr erzählt. Die Antwort, er wolle sie nur beschützen, würde Anna nicht reichen. Und ihr reicht sie auch nicht. Sie will Gewissheit. Sie will wissen, was dort draußen ist.

Elsa kommt an der Küche vorbei. Sie hört Geräusche durch die Tür, und so tritt sie ein, in der Hoffnung, Gerda vorzufinden. Sie steht an dem großen Spülbecken und ist gerade beim Abwaschen, als sie die Prinzessin hereinkommen hört. Mit einem Lächeln dreht sie sich zu ihr um.

»Hoheit! Warum seid Ihr so spät noch auf?«

»Gerda? Würdest du so freundlich sein und noch eine Kleinigkeit zum Essen bereiten?«

Gerda lacht auf und lässt den Teller in das Spülbecken sinken, den sie gerade abwaschen wollte. »Du meine Güte, wir sind heute aber hungrig«, meint sie amüsiert und Elsa ist froh, dass Gerda die Höflichkeit etwas fallen lässt. Sie mag es, mit Gerda auf eine normale Art zu reden, ohne dieses höfliche Gerede und »Eure Hoheit« hier und »Womit kann ich Eurer Hoheit zu Diensten sein« da. Gerda behandelt sie wie ein normales, junges Mädchen. Natürlich nur, wenn sie beide alleine sind, was meistens in der Küche der Fall ist.

Elsa lacht nun ebenfalls. »Für Anna. Sie muss am Verhungern sein.«

Gerda nickt. »Sie ist ohne Abendessen auf ihr Zimmer gegangen. Vorher wollte ich nach ihr sehen, doch sie ließ mich nicht eintreten.« Ihr Blick wird ernst. »Ihr scheint es wirklich wichtig zu sein, das Schloss verlassen zu dürfen.« Elsa bemerkt die Spur von Angst in Gerdas Stimme und sie fragt sich, ob Gerda wohl weiß, wovor sie ihr Vater beschützen will. Sie beschließt, sie darauf anzusprechen.

»Gerda ... Gibt es außerhalb des Schlosses jemanden, der ... uns schaden will?« Der Gedanke ist ihr eben gekommen. Die Möglichkeit, ihr Vater würde sie vor potenziellen Angreifern schützen wollen, erscheint ihr logischer als alles, was sie sich sonst ausgedacht hat. Sie sieht, wie Gerda blass wird und den Kochlöffel sinken lässt, mit dem sie im Suppentopf gerührt hat. *Das nehme ich als ein Ja.*

»Warum fragt Ihr so etwas?« Gerda klingt hektisch und gestresst und mit fahrigem Bewegungen zupft sie Kräuter von der Fensterbank. »Wie kommt Ihr auf die Idee?«

»Ich habe mit meinem Vater geredet«, sagt Elsa ehrlich. »Er meinte, er wolle uns vor jemandem beschützen.« Gerda krallt sich an dem Kochlöffel fest, um nach Halt zu suchen. »Vor wem? Wer könnte uns denn gefährlich werden, wenn wir das Schloss verlassen? Gerda, bitte, ich muss es wissen! Wie sonst soll ich Anna davon abhalten, sich nicht einfach nachts davonzuschleichen? Bitte, Gerda! Du bist doch die einzige, der ich vertrauen kann!« Elsa ist aufgestanden und steht nun neben Gerda, sieht sie mit festem Blick an und legt ihr eine Hand auf die Schulter. Gerda scheint hin- und hergerissen zu sein.

»Ich darf nicht darüber reden«, presst sie leise hervor, als befürchte sie, jemand könne sie belauschen. »Er hat es mir verboten!«

»Wer hat es dir verboten?«

»Der König!«

»... seit Jahren nicht mehr existiert ...«

»Mein Vater!«, sagt Elsa und es erscheint ihr logisch. Natürlich würde er nicht wollen, dass Elsa etwas von ihrer Haushälterin erfährt, was er ihr auf jeden Fall vorenthalten wollte. »Aber kannst du mir nicht irgendetwas sagen? Gerda?« Sie sieht die Frau flehend an, die Frau, die sie groß gezogen hat, und sie gibt schließlich nach.

»Also schön«, meint sie, »aber Ihr dürft niemandem davon erzählen!« Elsa nickt. »Es gab jemanden, der vor elf Jahren versucht hat, Euch umzubringen.« Elsa schnappt nach Luft und geht einen Schritt zurück.

»Was?«, ruft sie und greift sich an die Brust. Das hätte sie nicht erwartet. Dass es jemanden geben könnte, der vielleicht versuchen würde, ihnen etwas anzutun, damit hat Elsa gerechnet. Aber dass es tatsächlich schon jemand versucht hat ... Das schockt sie. »Wer? Warum?«

»Wir wissen nicht, wer es war. Er ... verschwand, bevor man ihn verhören konnte.« Gerda sieht weg und Elsa merkt, dass es nicht die ganze Wahrheit ist, doch sie sagt nichts und hofft, dass Gerda weiter redet. »Wir wissen auch nicht, warum er es versucht hat - Fakt ist, es hätte beinahe geklappt.«

Elsa schluckt. »Heißt das ...uns würde es um ein Haar nicht mehr geben?«

Die Haushälterin nickt bestürzt. »Deshalb will Euer Vater nicht, dass ihr ... Er befürchtet, so etwas könnte noch einmal passieren.« Mit einem kurzen Blick auf Elsa fährt sie fort: »Es geht ihm nicht unbedingt darum, Euch einzusperren - er will die Leute aussperren, damit keiner mehr versuchen kann Euch etwas anzutun.«

»Bedeutet das ...es ist hier im Schloss passiert?«

Gerda antwortet nicht, denn die Tür geht auf und Kai tritt ein. Mit unveränderter Miene wünscht er Elsa einen guten Abend. Er macht keine Anstalten wieder zu gehen, weshalb sich Elsa die Schüssel nimmt, die Gerda ihr hinhält, dankend ablehnt, als Kai anbietet, die Suppe zu Anna zu bringen - woher weiß er, dass die Suppe für Anna ist? - und auf den Gang verschwindet. Sie denkt über das nach, was ihr Gerda erzählt hat, und für sie macht alles Sinn. Damals muss jemand ins Schloss gekommen sein, der der Familie etwas antun wollte, sie umbringen wollte, was er aber zum Glück nicht geschafft hat, sonst würde Elsa keine Schüssel voll Suppe zu Anna bringen. Keiner weiß, wer das gewesen war oder warum er das versucht hat, aber ihr Vater hat solche Angst vor einer Wiederholung, dass er die Tore verschlossen hält und niemandem Einlass gewährt. Und daraus folgt, dass auch niemand das Schloss verlassen darf. So furchtbar das auch ist, es wird Anna auf jeden Fall von ihrer wahnsinnigen Idee abringen, das Schloss zu verlassen. Da ist sie sich sicher.

Ihr gelingt es, die Tür zu ihrem Zimmer zu öffnen, ohne die Suppe fallen zu lassen, und als sie den Raum betritt, sieht sie Anna am Fenster sitzen und nach draußen starren. Sie sieht nicht auf.

»Anna«, macht sich Elsa bemerkbar, doch sie reagiert noch immer nicht. Ob sie eingeschlafen ist? »Ich habe dir etwas Suppe mitgebracht. Du bist bestimmt hungrig ...« Das weckt Annas Lebensgeister, ihr Kopf schnellt herum und mit großen Augen sieht sie Elsa an. Ihre Stimme klingt rau, als sie spricht, so als hätte sie es tagelang nicht mehr getan. Oder zu viel.

»... dass sie vor Jahren ausgelöscht wurde ...«

»Suppe?« Sie steht auf und nimmt Elsa die Schüssel ab. Schnuppernd lässt sie sich wieder auf die Fensterbank fallen und löffelt zufrieden die Brühe. Elsa beobachtet sie lange und stumm und sie stellt sich vor, wie jemand Anna als Baby töten wollte. Damals war sie kaum älter als ein Jahr und Elsa fast vier. Natürlich können sie sich daran nicht mehr erinnern. Sie kann sich nicht länger zurückhalten, sie muss Anna von dieser Idee, das Schloss zu verlassen, abbringen.

»Anna ... Ich habe mit Vater geredet.« Anna sieht sie an und Hoffnung leuchtet auf. Elsa schüttelt den Kopf. »Nein, niemand wird das Schloss verlassen.« Anna verdreht die Augen und sieht wieder nach draußen. »Ich weiß jetzt, warum wir das Schloss nicht verlassen dürfen!« Fast erwartet sie, dass Anna nun neugierig nachfragt und den Grund wissen will, doch sie sieht einfach nach draußen, den Blick in die Ferne gerichtet, als wäre sie gar nicht hier.

Und als hätte sie gar nicht gehört, was Elsa gesagt hat, meint sie: »Weißt du, wie schön es dort draußen ist?« Sie spricht leise und sehnsüchtig, so wie jemand, der von einem wunderschönen Traum erzählt, in den er sich zurückwünscht. »Weißt du, wie die Luft dort draußen riecht? Wie die Gebirgsbäche flüstern und dir Geschichten erzählen? Weißt du, wie die Bäume klingen, wenn der Wind durch ihre Äste streift? Weißt du ...« Sie spricht nicht weiter, schließt die Augen und dreht den Kopf vom Fenster weg.

»Nein«, sagt Elsa verwirrt, da sie nicht weiß, worauf Anna hinaus will. »Woher soll ich das wissen?« Sie beschließt, auf das eigentliche und wichtige Thema zurückzukommen. »Trotzdem, Anna, ich weiß, warum die Tore verschlossen sind! Willst du es gar nicht wissen?« Anna ist immer die neugierigere von den beiden Geschwistern, es wundert Elsa deshalb, dass sie nicht darauf anspringen will.

»Ich weiß es«, flüstert Anna.

»Du *weißt* es? Woher? Von wem?« Ob Gerda wohl ebenfalls mit Anna darüber geredet hat? Von ihrem Vater kann sie es auf keinen Fall wissen, denn der erzählt nichts. »Hat Gerda es dir erzählt?«

Wieder scheint Anna nicht zu hören, was sie sagt, und es legt sich ein Lächeln auf ihre Lippen. »Ich habe die Luft gerochen, dem Bach zugehört, den Bäumen gelauscht ... Ich weiß, wie es dort draußen aussieht.«

Elsa schlägt sich die Hand vor den Mund, um nicht laut zu schreien. Sie springt auf und verspürt einen eisigen Stich im Herzen. »Anna!«, fährt sie ihre Schwester dann doch an und es scheint zum ersten Mal so, als würde Anna endlich Notiz von ihr nehmen. Sie zuckt zusammen und sieht sie erschrocken an, als würde sie erst jetzt bemerken, dass Elsa mit ihr auf der Fensterbank gesessen hat. »Das ist ... Ich meine ... Du scherzt doch! Du *kannst* nicht draußen gewesen sein!«

Anna steht ebenfalls auf und verschränkt trotzig die Arme. »Reg dich nicht auf! Es war nur einmal!«

»Nicht aufregen?«, wiederholt Elsa und packt Anna an den Schultern. »Anna! Bist du völlig verrückt geworden? Wieso hast du das getan?« Anna wendet den Blick ab und lässt die trotzig Haltung etwas fallen.

»Wieso rastest du denn so aus?«, fragt sie beleidigt. »Ist doch nichts passiert! Du hast nicht einmal bemerkt, dass ich mich rausgeschlichen habe! Alles halb so wild!«

»Halb so wild«, sagt Elsa kopfschüttelnd. »Dort draußen laufen wer weiß wie viele Verrückte herum, die uns umbringen wollen, und du spazierst einfach fröhlich nach draußen! Du hast den Verstand verloren!«

»U-Umbringen?« Anna zieht den Kopf ein. »Wie kommst du darauf?«

Elsa holt Luft und versucht sich zu beruhigen. Dann nimmt sie die Hände von Annas Schultern und lässt sich auf die Fensterbank fallen. Es ist Vollmond und er taucht die Landschaft in ein unheimliches, silbernes Licht. »Ich weiß, warum Vater nicht möchte, dass wir das Schloss verlassen.« Sie klopft auf den Platz neben sich und Anna lässt sich zögernd nieder. »Es war jemand im Schloss, der uns ...etwas antun wollte. Anscheinend hat er es nicht geschafft, aber es soll ziemlich knapp gewesen sein. Sie wissen weder, wer er war, noch warum er es versucht hat. Vater will uns beschützen, deshalb sperrt er alle aus - und uns damit ein.«

»Ich ... Das ... wusste ich nicht ...«

Elsa schüttelt den Kopf. »Niemand wusste das. Gerda hat es mir erzählt, Vater schweigt dazu.« Sie hebt Annas Kinn mit ihrem Zeigefinger, um ihr genau in die Augen zu sehen. »Versprich mir, dass du nie, nie wieder das Schloss verlässt! Versprich es mir!«

Anna schiebt die Hand von ihrem Kinn fort, beendet den Blickkontakt und sagt leise: »Ich verspreche es dir.« Elsa weiß nicht, ob sie ihr glauben kann. Sie hofft es sehr.

»... das kann unmöglich stimmen ... oder?«